

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 216.

Dienstag, 9. August

1932.

## Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Seien Sie eben so gerecht wie streng“, bat Heinrich, indem er seinen Stuhl neben den herzlich von ihm begrüßten Freund Gaedeke schob, „und sagen Sie, ob wir nicht doch auch unser bescheidenes Teil geleistet haben!“

„Da bin ich neugierig“, brummte der Alte.

„Ich kann wohl sagen“, begann der Polizeirat, „daß wir die lange gesuchte Bande jetzt in der Hand haben, nachdem es uns gelungen ist, neben ihrem Anführer Westhoff noch eine Reihe von Helfern und untergeordneten Gehilfen zu fassen. Die Vernehmungen sind noch nicht alle beendet; aber ich sehe doch schon ziemlich klar. Das Seehaus, als dessen Besitzer Nante figuriert — übrigens eine von Westhoff vollkommen abhängige Kreatur —, war wegen seiner günstigen Lage eine Hauptzentrale des ganzen Unternehmens. An Kokain und Morphinum, die hier über die Grenze geliefert und weiter verschoben wurden, hat unser Freund, der Direktor, allein schon Millionen verdient. Er besaß sich aber noch mit anderen Angelegenheiten, Grundstücksandel, Darlehensgeschäften, von denen wir erst feststellen müssen, wieviel daran Schwindel und wieviel eben noch gerade zulässig war. Dieser Westhoff ist nämlich ein ganz gewiegener Kunde, ein wirklich glänzender Organisator, der es obendrein verstanden hat, sich seine Mitarbeiter vollkommen hörig zu machen. Ich bin jetzt schon überzeugt, daß die neuesten Juwelendiebstähle hier herum, die in letzter Zeit unsere Gaststätten aufregten, in seinem Auftrag ausgeführt wurden. Er beschäftigte hier mehrere sehr geschickte Leute, die von ihm mit der nötigen Eleganz ausgestattet und gut bezahlt wurden. Die Beute nahm er ihnen ab und sorgte für unauffällige Verwertung. Leider haben wir von diesen Herren nur einen gefaßt, den Sie alle kennen — Möbius.“

„Möbius“, sagte Frau Gina.

„Ja, ja, natürlich gehörte der auch zu seinem Stab. Westhoff spekulierte auf sein Äußeres, das ja wirklich — hm — für manche Herrschaften was Anziehendes hatte. Er sollte sich in den Hotels an leicht zugängliche Damen herannähen. Der Gedanke ist gar nicht so schlecht, wenn auch nicht mehr neu. Nur leider — oder von meinem Standpunkt aus glücklicherweise — erwies sich der schöne Botho als untauglich. Er hatte keinerlei Initiative, bekam es zuletzt immer mit der Angst und ist auch hier nur deswegen ausgerückt, weil er fürchtete, wegen der verschwundenen Diamanten, die er gar nicht genommen hatte, in Verdacht zu kommen.“

„Aber was wird nun mit ihm geschehen?“ fragte Guttrune ängstlich.

Der Polizeirat lächelte auf den Stockzähnen. „Nicht viel, wie ich zur allgemeinen Beruhigung mitteilen kann. Er hat nur heute nacht ein einziges Schmuckstück entwendet, das wir ihm bei der Verhaftung abnehmen konnten. Es gehört...“

Erschrocken hob Gina beide Hände und wies mit lebenden Augen auf den Ministerialdirektor.

Aber Heinrich fuhr mit ruhiger Sicherheit fort: „Es

gehörte der Dame, die mit ihm abgereist war und der die kleine Erfahrung vielleicht ganz gesund ist Sie erinneren sich wohl der Perlenkette...“

„Aber war denn die nicht falsch?“ rief Frau Hollweck.

„Natürlich war sie das. Der arme Kerl hatte eben Pech... oder auch Glück, wie man es nehmen will. Denn der Irrtum wird natürlich strafmildernd wirken, besonders wenn einmal feststeht, ob er die falschen Hundertercheine, mit denen ihm seine Gage ausbezahlt wurde, wirklich in gutem Glauben für echte nahm und wieder ausgab. Höchstwahrscheinlich stammen sie aus derselben Werkstatt wie die Päckchen, die sich heute morgen in der Spuckammer vorfanden. Hoffentlich gelingt es uns bald, sie zu ermitteln.“

„Das wird Westhoff so manches Jahr kosten.“

„Ohne jeden Zweifel. Er ist auch ziemlich zusammengebrochen. Nur eines scheint er als Lichtblick zu betrachten: daß das Gefängnis ihm die Dame Feldmeier vom Leibe hält, die einzige Person, die er fürchtet und die ihm, wohl durch allerlei unangenehmes Wissen über seine Vergangenheit, ein Eheversprechen abgepreßt hat. Ja, meine Herrschaften, das muß ein ganz gefährliches Frauenzimmer sein, da sie selbst einen so gerissenen Gauner klein gekriegt hat. Sie hat auch Herr van Dongerns Diamanten gestohlen, die ihr ja glücklich wieder entgangen sind. Übrigens hat man sie bei uns, so viel ich höre, schon früher unter dem Namen „grüne Anna“ kennengelernt.“

„Schrecklich“, sagte Mariechen und schüttelte den Kopf.

„Einfach schrecklich, was es für böse Menschen gibt. Und daß sie ganz so aussehen können, wie die guten, das macht sie noch unheimlicher. Wenn ich etwas Schlimmes täte, so sähe das jeder sofort. Ein Glück, daß es eben nicht vorkommen kann!“

Sie glauben gar nicht, was alles vorkommt, gnädige Frau“, sagte Heinrich und lehnte sich nicht an den Fußtritt, den Herr Reichenbach seinem Schienbein unter dem Tisch versetzte. „Niemand kann für sich einstehen; selbst der Unschuldigste ist nicht sicher, wenn der Schwindelgeist des Bösen einmal zu spuken beginnt, wie es hier im Seehaus der Fall war. Übrigens, dabei fällt mir ein, die Spuckammer, die nichts anderes war, als Westhoffs Geheimtresor, muß ich mir doch selbst noch ansehen. Vielleicht kommen die Herren mit?“

Allgemeines Stuhlrücken und Füßescharren; dann zog er mit Hollweck und Reichenbach ab, und die Zurückgebliebenen hörten sechs Männerfüße die Treppe hinaufpoltern.

Der Polizeirat trat vor den geöffneten Wandschrank. Die Bodenbretter in seinem Innern saßen nur locker und ließen sich leicht herausheben; darunter klappte eine dunkle Öffnung. Mit einem Ruck warf er seine Jacke beiseite und fuhr dann hemdsärmelig, Arme und Kopf voran, in die geheimnisvolle Grube, in der er wie ein eifriger Rattler zu wühlen begann.

Martin und Konrad lehnten zusehend an der Kammertüre. „Ich weiß nicht“, sagte der Hausherr, blinzelte

mit den Augen und holte ein paarmal prüfend Atem.

„Hier riecht es so sonderbar.“

„Ist mir auch schon aufgefallen“, bestätigte Reichenbach. „Wie Rauch. Wollen wir nicht lieber nachsehen?“

Sie öffneten alle Zimmer, die auf den Flur mündeten, ohne etwas zu finden. Dann stieg Martin ins Dachgeschoß. Der Geruch wurde stärker. Rasch riß er die Speichertüre auf — da schlug ihm dicker Qualm entgegen. „Es brennt!“ rief er und slog in raschen Sätzen die Treppe hinunter. „Schnell! Alle Mann auf Deck! Wassereimer her! Wir müssen sofort ans Löschen gehen!“

Wie Vögel, durch einen Schuß aufgeschreckt, fuhren die Gäste auf der Veranda auseinander, als der Ruf bis zu ihnen drang. Die nächsten fünf Minuten boten das Bild vollkommener Kopflosigkeit; der andere rannte nach oben, um alsbald nach Wasser schreiend, zurückzukehren, der andere rief vor dem Hause nach der Feuerwehr, die freilich zu weit weg war, um den Ruf zu hören. Gutrune trug mit zitternden Händen hübsch ordentlich eine Kaffeetasse nach der anderen in die Küche. Gina hielt mit der Rechten den rosenfarbenen Diamanten umklammert, während sie mit der Linken den aufheulenden Cherub an sich preßte. Mariechen aber sah mit schreckhaft geweiteten Augen da und bebt wie ein Mondaminpudding.

Wie gewöhnlich war es Dr. Mohr, der sich zuerst der Lage gewachsen zeigte, nachdem er den Brandherd befehtigt hatte. „Bitte, möglichst Ruhe!“ ließ er seine Stimme erschallen. „Jeder geht auf sein Zimmer und packt. Dazu ist genügend Zeit. Aber die Feuerwehren müssen benachrichtigt werden. Wer fährt rasch nach Bichelberg?“

„Ich“, erbot sich Dr. Gaebele. „Glauben Sie nicht, daß ich Sie in der Stunde der Gefahr verlasse; aber im Hause bin ich als Fremder doch am wenigsten nützlich. Ich verabschiede mich gar nicht. Denn ich komme wieder.“ Und er eilte zu seinem Wagen.

Den Afrikaner zwang Hollwed mit sanfter Gewalt ins Freie. „Bleiben Sie doch bitte hier draußen. Ist guter Chocolat wird schon allein mit Ihren Sachen fertig. Sehen Sie, wie er schon schleppt. Hierher, hierher, Chocolat! Wir wollen alles hier am Frühstückstisch zusammentragen. Und vielleicht passen Sie dabei auf Frieder auf! Gina, bring den Jungen hierher!“ Atemlos gehorchte Frau Hollwed. Aus dem Dache drang gelblicher Rauch. Eine tüchtige, von oben einwirkende Feuerspritze wäre jetzt viel wert gewesen. Aber bis die kam

Die Männer schlepten Eimer um Eimer treppauf und treppab, wenn ihnen nicht gerade Fannerl und Zenzi, die vollkommen den Kopf verloren hatten, heulend und wehklagend in den Weg liefen. Gutrune kam mit dem Reichenbachschen Handgepäck von oben, Gina lief wie ein Wirbelwind aus und ein und begann schließlich, ein Stück nach dem andern aus dem Fenster ihres Zimmer in den Garten hinaus zu werfen. Mehrere von Martins Bildern waren schon mit krachenden Rahmen unten gelandet, ein paar Bündel Kleider folgten, und eben wollte sie mit tüchtigem Schwung ihren Wassertrug auf demselben Wege befördern, als Geschrei von der Treppe her sie ablenkte. Martin! Martin! Sie eilte hinaus, hing sich an ihn . . .

„Nach daß du hinunterkommst!“ gebot der. „Das Feuer im Dach hat Lust bekommen. Es brennt jetzt lichterloh. Der Rauch wird hier gleich so dicht sein, daß man sich nicht mehr halten kann. Niemand darf mehr hier bleiben. Ich habe die Verantwortung. Ich verlange, daß du mir gehorchst.“ Zähneklappernd schlich Gina hinab, nahm, um etwas Nützliches zu tun, die Papierlampions in der Veranda ab und trug sie in den Holzschuppen.

„Heinrich, Heinrich!“ brüllte darauf der Hausherr in die Kammer hinein. „Fort mit Ihnen!“

Ein unwilliges Grunzen aus der Tiefe des Bereds, in das der Polizeirat eingestiegen war, antwortete.

„Fort! Packen Sie Ihre Sachen zusammen!“ wieder-

holte Hollwed, griff selbst einen Arm voll Papiere auf und brachte sie sorgfältig ins Freie, denn er wußte, daß sie wichtig sein mußten. Aber der eifrige Beamte kam nicht. Im Treppenhaus wälzte sich dicker Qualm. Da lehrte Martin noch einmal um, und als sein Bitten und Mahnen wieder erfolglos blieb, machte er kurzen Prozeß, faßte mit beiden Armen in den Schrank, zog den schreienden und protestierenden Heinrich heraus und trug ihn einfach als ein zappelndes Bündel die Treppe hinab. Es war Zeit, denn von oben begann es nun Funken zu regnen, Kalk löste sich polternd, und nach wenigen Minuten stürzte die Hälfte des Dachstuhls in sich zusammen.

Die Bewohner des Seehauses, alle glücklich geborgen, saßen in sicherer Entfernung und sahen jetzt tatenlos der Zerstörung zu, der alle ihre Bemühungen nicht hatten steuern können.

Nur Martin versuchte noch einmal ins Haus einzudringen, mußte sich jedoch überzeugen, daß hier ohne Schlauch und Spritze nichts mehr zu machen war. Man mußte der fortschreitenden Zerstörung ihren Lauf lassen. Schließlich war es auch mehr Herrn Nantes Sache als die seine . . .

Immerhin war er Künstler genug, um die malerische Seite des Eindrucks nicht ganz aus dem Auge zu verlieren, und blieb daher beobachtend auf der Wiese stehen. So versunken war er bald in den Anblick des untergehenden Seehauses, daß er fast erschrak, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Konrad Reichenbach hatte sich ihm zugesellt, stammelte einige etwas verlegene Trostworde und fragte ihn, ob er denn eine Ahnung habe, wie der Brand entstanden sei.

Hollwed verneinte etwas ärgerlich. „Denkst du vielleicht, ich war dabei?“

„Aber Martin! Du wirst doch nicht glauben, daß ich dich verdächtige! Wo du so tapfer gegen das Feuer angegangen bist! Ich bitte dich!“

„Nur also! Was ist denn dabei zu lachen?“ Hollwed beobachtete mißtrauisch, wie sich innige Heiterkeit über Reichenbachs Gesicht verbreitete.

„Zu lachen? Gar nichts. Du hast ganz recht. Es tut mir ja so leid um euch. Aber weißt du, ich habe Glück gehabt; ich kann nicht anders. Ich bin vergnügt!“ Und er rieb sich schmunzelnd die Hände.

Wieder einmal fühlte Martin Zweifel in sich aufsteigen: War der Mann eigentlich normal?

„Für den Schaden, den ihr erleidet, komme ich selbstverständlich auf“, fuhr Reichenbach immer noch lächelnd fort.

„Unfinn, Konrad, was redest du denn da?“ wehrte sich der Hausherr.

„Ja, ich habe ihr freilich versprochen zu schweigen. Aber dir muß ich es doch sagen, du erzählst es bestimmt nicht weiter. Es ist nämlich im Grunde großartig: sie ist schuld!“ und sein Daumen deutete nach rückwärts, wo ein kleines Stück von den anderen entfernt, Frau Mariechen Reichenbach sichtbar vernichtet lag.

Martin starrte ihn mit offenem Munde an.

„Ja, sie, mit ihrem Ordnungssinn! Und weil sie sich überall einmischen muß, sogar in fremde Dafen. Weil sie eben alles besser versteht! Aber das hat jetzt ein Ende. Jetzt bin ich der Herr im Hause!“ Und zur Bekräftigung seiner Rede schlug seine kräftige Faust einmal ums andere auf Martins Schulter.

„Aber so erkläre mir doch . . .“

„Wahrscheinlich war der Kamin nicht in Ordnung, sonst hätte wohl kaum etwas passieren können. Aber sag selbst, was ging sie der Ofen in dem Zimmer da oben an? Herrgott, Bruderherz, du weißt ja gar nicht was das heißt, so eine vollkommene Frau zu haben — nämlich eine, die sich dafür hält. In Zukunft brauche ich nur den Finger zu heben und zu sagen: Denk an das Seehaus!“

Klingelingeling! Da fuhr die Bichelberger Feuerspritze an, geführt vom behelmten und artungürteten Fischerbauern. Er stieg ab, nahm eine dienstliche Haltung an und meldete sich beim Hausherrn, während die Anwesenden sich herbeidrängten.

„Jetzt ist's wohl zu spät“, sagte dieser.

„O mei, da hätten ma eh net viel machen können“, tröstete der wackere Kommandant „Schad is's aa net um dös Gräffl, dös alte. Aber mir lösch'n scho no, so vül als mir können. Wissen's, es is zwegen der Versicherung.“

Versicherung! Das Wort schnitt Gina wieder einmal ins Herz, die traurig zugehört hatte, wie die Flammen nicht nur das Haus zerstörten, sondern auch so manches liebe Stück aus ihrem Besitz, an dem Erinnerungen hingen, das bishen Wäsche und Kleider, das wieder zu beschaffen für sie eine bittere Notwendigkeit war. „Versicherung!“ wiederholte sie. „Wenn ich es geahnt hätte! Wie hoch, sagtest du, hat der Agent unser Eigentum geschätzt?“

„Zehntausend Mark!“ sagte Martin und lachte über das ganze rußgeschwärzte Gesicht.

„Wie kannst du noch lachen? Es ist ja einfach fürchtbar.“

Aber Martin legte den Arm um sie, zog sie vor aller Augen fest an sich und küßte sie übermütig auf Stirn, Mund und Wangen, überall eine grauschwarze Spur hinterlassend. „Du Schaf! Ich habe doch versichert! Ab gestern mittag zwölf Uhr. Sofort bar bezahlt. Ich konnte den Kerl doch nicht anders loswerden. Nur hatte ich solchen Respekt vor dir, daß ich es mir nicht zu sagen getraute. Ich dachte, ich würde gescholten. Aber jetzt gib der Wahrheit die Ehre: Wer von uns beiden ist der Geschäftsmann?“

„Du! Nur du!“ jubelte Gina und sah nun getröstet zu, wie die braven Feuerwehrmänner zwecklos, aber unverdrossen ihre Pflicht taten.

— Ende! —

## Abenteuer im Baumstamm.

Von Heinrich Veis.

Jägergeschichten pflegt man gemeinhin mit heiterem Mißtrauen zu begegnen. Es läßt sich wohl auch nicht leugnen, daß für ihr Zustandekommen Phantasie und Gestaltungsbedürfnis des Erzählers häufiger entscheidend sind als die tatsächliche Entwicklung der Geschehnisse. Wenn sich bei Jagdmahl und kräftigem Trunk die Rede in ein Dickicht von Abenteuerlichkeiten verliert, hat der Teufelsterl Münchhausen gerade in den Nimroden eine treue, an Erfindungsgabe dem Meister kaum nachstehende Gefolgschaft. Aber voll von tausend Möglichkeiten und Wundern ist doch des Jägers Bezirk, der urhaft ragende Wald, dem Meere gleich, aus dessen unbegrenzter Weite die alten Seeleute ihr Garn spinnen; so bringt auch das Waldleben bisweilen seltsame Zufälle, erstaunliche Verkettungen des Geschehens, wie sie kein Lügnerzähler unwahrscheinlicher zu berichten vermöchte.

Der Phantasie eines Münchhausen Ehre gemacht hätte das Erlebnis, das ein Jäger unlängst irgendwo im russischen Grenzgebirge widerfuhr; allein es ist von Zeugen beglaubigt, nahm seinen Weg durch die Zeitungen des europäischen Westens und erregte dort wohl zweifelndes Kopfschütteln oder ein Erschauern vor den wunderlichen Launen des Schicksals. Jener Jäger zog eines Tages allein auf Beute aus, folgte den Wildspuren bis zu einem verrotteten, von Niederholz und gestürzten Stämmen durchwirrtten Waldstück, wo er bei beginnender Dämmerung in der Nähe eines Wildwechsels am Bache Dedung zu suchen beschloß. Zum Anstand geeignet schien ihm ein alterstnorriger, in geringer Höhe zu zwei mächtigen Ästen gegabelter Stamm; wenn er ihn erkletterte, hatte er wie von einem vorbildlichen Hochstand aus dem Blick über den buschbewucherten Hang, von dem der Bach niederschäumte, und rückwärts zugleich in die umwaldichte Versponnenheit des Hochwaldes. Schnell entschienen kletterte er nicht ohne Mühe an dem breiten Stamm empor, in Narben der dicken Rinde Halt fassend, bis er einen der gewaltigen Äste umklammerte und an ihm sich vollends in die Höhe ziehen konnte. Er setzte den Fuß auf die sattelförmige Einbuchtung des Baumes zwischen den Ästsnorren, als unversehens die brüchige Rinde unter ihm barst, die im Zweifelhaft die lauernde Falle des ausgehöhlten Stammes verborgen hatte. Noch ehe ihm die Gefahr ins Bewußtsein gekommen, ehe er eine rettende Bewegung versuchen konnte, sank er in die Tiefe, während Wolken sauligen Holzstaubs aufquollen, die erstickend fast den Atem benahmen.

Der Schreck des Sturzes ließ den Jäger kurze Weile in ratloser Starrheit verharren, eingepfercht in das über-

mannshohe, schmale Loch wie in einen Käfig, der den Körper dicht umschmiegte und kaum die kleinste Wendung gestattete. Erst mit wiederkehrender Besinnung trat ihm die verzweifelte Lage, in die er geraten war, deutlich vor Augen. Die Hände, im Fall mit unwillkürlichem Haltungsuchen nach oben gerückt, suchten vergebens eine Stelle im Holz, die sie fassen konnten, um den Körper nachzuziehen. Sollte eine Rettung überhaupt möglich sein, so mußte sie schnell geschehen, denn in der verrenteten Haltung krampfen sich die Muskeln, verloren ihre Kraft, und die Enge des hölzernen Gefängnisses ließ sie nicht zur Ruhelage entspannen. Mit aller Macht rang der Jäger um Befreiung, aber seine Bemühungen hatten nicht anderes zur Folge, als daß Schweiß, von Angst und Anstrengung getrieben, aus den Poren drang und zugleich neue Wolken hauchfeinen Staubes Ohren, Nase füllten mit quälendem Hustenreiz und würgender Atemnot. Es half nicht, er mußte stillhalten, und in diesen Augenblicken leuchtenden Wartens kam blickhaft aufleuchtende Erkenntnis eines furchtbaren Schicksals: Keine Hilfe war von außen her zu erhoffen; selbst wenn man ihn daheim vermiste, wäre es mehr als Zufall, in den wilden Waldbergen seine Spur zu entdecken. Und schauernd gedachte er eines anderen, vor geraumer Zeit auf einem Jagdweg verschollenen Jägers, den man niemals mehr wiedergefunden. Vielleicht war jenem ein ähnliches Los widerfahren, hielt irgendwo im dichten Holz ein hohler Stamm ihn umklammert, rettungslos bis zum Tod durch Erstickung oder durch Hunger. Die grauige Vorstellung belebte die Kräfte, wieder begann ein wahnsinniges und verzweifelteres Ringen, wieder glitten die halsuchenden verkrampften Hände vom brüchigen Holze ab, und wirbelte modrigen Staub atemraubend in die schnaubenden Lungen.

Schon viele Stunden schien dem Jäger seine qualvolle Gefangenschaft zu dauern, aber noch war die Dunkelheit nicht völlig angebrochen; erschöpft ließ er ab von vergeblichen Rettungsversuchen, als nebenbei ein Geräusch, durch die lauten Atemstöße und das schütternde Dröhnen seines Herzens hindurch, ihm ins Ohr drang. Es war ein Schurren am Stamm, ein Reiben und Knarren wie von schwer tappenden Füßen. Er wollte um Hilfe schreien, doch kein Laut drang aus der gedörrten Kehle, und zugleich packte ihn Bitterung einer neuen, augenblicklich drohenden Gefahr. Taktmäßig näher kam das plumpe Tappen, und deutlich über sich fühlte der Jäger in der Astgabel etwas wie die Last eines schweren Körpers. Da griffen seine Hände in zwei breite, behaarte Tacken, der Schreck ließ die Finger zurückbiegen, aber sogleich umso fester krallen, während das seltsame Wesen über ihm, offenbar nicht wenig überrascht, ein Grunzen ausstieß von Furcht oder Zorn. Und schon spürte er die Spannung der fremden Kraft, sich der unbegreiflichen Umklammerung seiner Hände zu entziehen, einen Rud nach oben, doch die Fäuste hielten fest, er ward emporgezogen aus dem engen Loch wie der Korlen aus einer Glasse. Halb am Licht, packte er einen rettenden Knorren der Astgabel, während das Ungetüm über ihm, von den zupackenden Händen frei, mit einem Satz vom Baumstamm niedersprang und schnaufend, sich schüttelnd, mit schrägem Blick noch zurückschauend, durchs Dickicht davontrottete: Ein mächtiger Bär.

Der Jäger hielt sich noch an dem Ästknorren, eines Angriffs gegenwärtig. Doch kein Knaden brach mehr durchs Holz. Da sprang auch er, die Arme vom Stamm lösend, auf den moosigen Boden. Und unbegreiflich fühlte er erst jetzt das Wunder seiner Rettung: Kein Mensch konnte ihm helfen, da war der Bär gekommen, in der Wildnis nach Beute pirschend, als ein Werkzeug unergründlicher Vorsehung. Er hatte ihm hohlen Stamm das Leben gewittert, vielleicht war es mehr Neugier als Töde, die ihn emporklettern und Nachschau halten ließ. Da erschreckte ihn der jähe Griff der Hände an seine Hinterläufe, flüchtend rief er den Gefangenen mit sich aus der tödlichen Hast, selber wohl froh, dem unheimlichen Abenteuer heil zu enttrinnen; und so groß mochte seine Verblüffung sein ob der unverhofft an ihm pendelnden Last, daß es ihm nicht erst einkam, mit dem seltsamen Wesen im Baumstamm Kampf und Abrechnung zu versuchen. Gescheucht entfloh er irgendwohin in sein dichtes Waldversteck, ein Kletter ohne Wissen und Willen.

Dem Jäger aber war begreiflicherweise an diesem Tage die Lust zu weiteren Taten vergangen. Im blassen Schein des aufgehenden Mondes heimwärts wandernd, erfüllte ihn Staunen und stille Dankbarkeit, noch von fernem Schauern der überstandenen Gefahr durchmischt. Er selbst empfand sein Abenteuer wie ein Märchen, das er keinem anderen geglaubt und für dessen Erzählung auch er keinen Glauben verlangt hätte, wären nicht die Krazwunden des Sturzes gewesen, die Spuren modrigen Holzstaubes, überall an Gesicht und Kleidern klebend; und mehr noch wurde ein kleines Büschel von Bärenhaaren, das in seinen Händen geblieben, und der besinnliche, von dunklem Wissen umschauerte Ernst des Berichtes Zeuge für eine unwahrscheinliche Wahrheit.

## Peinliche Sache.

Von Wilhelmine Bultmeyer.

Die junge Hausfrau streckt dem eben eintretenden Gast, der als erster bei ihrem Empfangsnachmittag erscheint, halb verbüßt, halb mitteilig die Hand entgegen. „Oh — welcher Zufall, Herr Schuler, daß Sie gerade heute kommen!“

„Sie sagen das so bedeutungsvoll, gnädige Frau!“ erwidert er, indem er sich verneigt und ihr die Hand küßt.

„Ja, wissen Sie...“ Sie lacht nervös und etwas verlegen und weist auf einen Stuhl. Beide setzen sich. Sie greift unruhig nach ihrem Halse und spielt mit den großen grellroten Perlen ihrer Halskette, sieht auf ihre nackten Arme, dann auf ihre Schuhspitzen und schließlich ihm in die Augen.

„Was haben Sie, gnädige Frau?“ fragt er, mehr belustigt als bestrebt.

„Ach, lieber Herr Schuler... Es ist doch wohl am besten, ich sage Ihnen gleich die Wahrheit. Also hören Sie: gerade heute kommt auch Franzl zu meinem Teemittag! Es muß doch schrecklich peinlich für Sie sein, Ihre ehemalige Braut hier zu treffen. Ich konnte nicht ahnen, daß ich Sie heute bei mir sehen werde, da Sie unlängst sagten, daß Sie eine längere Geschäftsreise antreten, und so tat ich nichts dagegen, daß Franzl kommt! Und dann noch etwas: Sie hat mir heute vormittag telephonierte und sehr vergnügt ins Telephon geschwätzt, daß sie sich wieder verlobt hat! Ich weiß nicht mit wem, ich weiß nicht wann, ich weiß nicht mal, ob sie ihn nicht am Ende mitbringen wird, denn die Telephonverbindung wurde gerade unterbrochen, als sie mir die Neuigkeit mitgeteilt hatte. Eine peinliche Sache, wenn sie mit ihm hierher käme! Ich kann aber wirklich nichts dafür, mein lieber, lieber Herr Schuler, daß sie ausgerechnet heute kommt! Sie müssen wissen, alle meine Sympathien sind auf Ihrer Seite! Ja wirklich! Ich halte zu Ihnen. Im Grunde genommen, kann ich diese Franzl nicht recht ausstehen. Sie ist viel zu laut, ich möchte fast sagen, vorlaut. Heute, wo Sie sie nicht mehr lieben, darf man ja offen reden. Sie hat etwas so übertrieben Burleskes. Mein Mann findet es auch, und fast alle Herren unseres Kreises sagen dasselbe. Kein Mensch konnte damals begreifen, daß Sie sich mit ihr verlobten. Sie hat Sie halt eingefangen. Sie sind so ein lieber guter Mensch! Ihnen wäre eine ganz entzückende kleine Frau zu gönnen, flug, anschmiegsam, natürlich und fabelhaft hübsch. Wissen Sie, hübsch finde ich Franzl gar nicht. Ihre Nase ist viel zu stupförmig, und sie setzt ihr normal gesundes und etwas berbes Gebiß allzu offensichtlich in Szene, um es bewundern zu lassen. Man ist dabei versucht, an eine junge Bullbögge zu denken. Doktor Holden meint sogar, sie habe Rassehähne und er würde sich von ihr nicht mal um ein Vermögen lassen. Also, Holden ist ja immer so spöttisch, aber diesmal hat er doch recht. Es war mir auch durchaus nicht angenehm, daß sie sich heute, nach so langer Unterbrechung unseres Verkehrs, bei mir anlagte, aber vor den Kopf stoßen kann man sie schließlich nicht. Ach, da lautet es schon: Das ist sie sicher! Wollen Sie schnell durch das Nebenzimmer hinaus? Sie kommen dort in einen anderen Teil des Vorzimmers und stoßen nicht mit ihr zusammen! Schnell! Es geht noch! Bis sie draußen ablegt, vergehen ein paar Minuten! So eine peinliche Sache!“

„Aber beruhigen Sie sich doch, gnädige Frau! Ich denke nicht daran zu fliehen!“

„Wie Sie wollen, lieber Freund. Aber ich kann nichts dafür, wenn sie auch noch ihren Verlobten mitbringt!“

„Der ist schon hier. Franzl und ich haben uns nämlich kürzlich wieder miteinander verlobt!“

## „Wohl bekomms.“

Anekdoten rund um den Kochtopf.

Ramon Gomez de la Serna beschwerte sich bei seiner Haushälterin über die Fliegenplage im Hause.

„Wann öffnen Sie das Fenster?“ fragte die Diä.

„Morgens um acht.“

„Nun, das ist Ihre Schuld, Señor. Öffnen Sie das Fenster mittags gegen zwölf, da kommt bestimmt keine Fliege in Ihr Zimmer.“

„Wieso nicht?“

„Um die Zeit lache ich Kompott, da fliegen alle rein.“

Friedrich Wilhelm der Erste, der „Soldatenkönig“, war bekanntlich sehr sparsam. So ließ er aus den Brotstücken, die von der Tafel abgetragen wurden, Suppentlöcher machen.

Da sah er, wie bei Tisch der General von Grumbkow den Zahnscherer benutzte und ihn dann an einer Brotscheibe abstrich.

Friedrich Wilhelm winkte einen Lakaien heran: „Morgen keine Suppentlöcher.“

Noß, der vielgewandte Mundloch Friedrich II., hatte einst eine köstliche, dem König noch unbekannte, aber leider schwer verdauliche Pastete gebacken. Sein alternder Gebieter war angenehm überrascht und aß sehr viel davon, obgleich ihm sein Leibarzt Schwerverdauliches verboten hatte.

„Nun, Er wird sehen: Wir kommen beide in die Hölle!“ sagte der alte Fritz zum Schluß, sich mit der Serviette den Mund reibend. „Er, weil er die lüdnhafte Pastete gebacken hat, ich, weil ich sie gegessen habe.“

„Tut nichts, Majestät“, versetzte der schlagfertige Kochkünstler mit Gleichmut, — „wir sind doch beide das Feuer gewohnt.“

Zu Madame de R. kam, wie stets, eines Abends der Koch und fragte, was am nächsten Tage zur Mittagstafel gesocht werden solle. Die Gnädige, gerade in schlechter Laune, erwiderte: „Einen Dred.“

„Gut“, antwortete der Koch, „aber was soll das Gesinde bekommen?“

Es war während des Weltkrieges. Bultmeyer aß sehr feudal im Restaurant: „Bouillon, Beefsteak mit Bratkartoffeln und hintendrauf noch Apfelpompott. Da kommt sein Freund Knoll herein, sieht mit großem Futterneid, wie es dem Bultmeyer schmeckt und flüstert ihm ins Ohr: „Du, das ist alles vom Koch.“

Der gute Bultmeyer stutzt und stöhnt dann entsetzt: „Wat, die Appel ooh?“

## Welt u. Wissen

\* Die Eiszeiten als Zeitmesser. Die diluvialen Faunen und Floren, sowie die paläolithischen Stufen haben nur räumlich beschränkte, keine für die ganze Erde gültigen Zeitwerte. Solche haben nur die Eiszeiten und Zwischeneiszeiten. Sobald wir sie auf kosmische Ereignisse zurückführen, liefern sie für die Urgeschichte eine ähnliche Zeitskala, wie die astronomische Zeitrechnung für die Gegenwart. Die Messung nach dieser Zeitskala hängt ebenso von der sicheren Datierung der Funde ab, wie die Urgeschichte von der Datierung der Urkunden. Freilich können wir die diluvial-geologische Zeitskala einstweilen noch nicht auf astronomischer Grundlage berechnen, aber sie läßt sich in der geologischen Schichtfolge erkennen; das ist schon für Gebiete, welche von eiszeitlichen Gletschern bestritten wurden, nicht immer leicht und erfordert große Erfahrung. Mit solchen Worten betont der berühmte Eiszeit-Forscher Albrecht Penck die Bedeutung der Geologie für die Datierung der Urgeschichte in einer Besprechung der Deutschen Literatur-Zeitung, die er der „Urgeschichte der Menschheit“ von Hugo Obermaier widmet. Er hat in den Alpen eine neue Chronologie des Eiszeitalters gewonnen, dessen Gesamtdauer man auf 500 000 bis 600 000 Jahre schätzen muß. Während man früher annahm, daß es nur zwei Eiszeiten gab, steht es jetzt fest, daß vier Eiszeiten aufeinander gefolgt sind, die von Zwischenperioden unterbrochen waren. Das Alter des Menschengeschlechts muß nach seinen Forschungen um mindestens 100 000 Jahre hinausgeschoben werden gegenüber der früheren Annahme, denn der berühmte Unterkiefer von Mauer, einer der ältesten Menschenfunde, gehört einer Schicht an, die älter ist als die vorletzte Zwischeneiszeit und aus der drittletzten Zwischeneiszeit stammt. Die Eiszeiten sind auf Verschiebungen der Klimagürtel zurückzuführen, die sich nur in einer gewissen Gesetzmäßigkeit vollzogen haben können; entsprechend diesen Verschiebungen mußte sich auch der Lebensraum der ältesten Menschen verändern. Seit der letzten Eiszeit sind in Europa einige Millionen, in Nordamerika mehrere Millionen Quadratkilometer als Lebensraum gewonnen; diesen stehen am Nordaum des großen Küstengebietes mehrere Millionen Quadratkilometer gegenüber, die dem Menschen verloren gegangen sind. Derartige hat sich in dem wiederholten Wechsel von Eis- und Zwischeneiszeiten mehrfach vollzogen. Die Urgeschichte des Menschen erscheint unter diesem Gesichtspunkt als die Zeit eines großen Geschehens unter dem Einfluß der Naturgewalten. Die entscheidenden Fundstellen für das Alt-Paläolithikum liegen auf deutschem Boden, wo sie weniger Beachtung durch Prähistoriker als durch Geologen gefunden haben. Die entscheidenden norddeutschen Funde, besonders die an der Hauptstelle Markkleeberg bei Leipzig, haben bewiesen, daß in Schichten, die älter sind als die vorletzte Vergletscherung, paläolithische Werkzeuge vorkommen, die der ältesten bisher bekannten Menschenrasse angehören.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. G. G. in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenderg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.